

Ersteinst täglich Abends  
Son- und Festtage ausgenommen. Bezugspreis vierteljährlich  
bei der Geschäfts- und den Ausgabestellen 1,80 Mk., durch Boten ins  
Haus gebracht 2,25 Mk., bei allen Postanstalten 2 Mk., durch  
Briefträger ins Haus 2,42 Mk.

Anzeigengebühr  
die 6spal. Kleinzeile oder deren Raum 15 Pfg., für hiesige  
Geschäfts- und Privatanzeigen 10 Pfg., an bevorzugter Stelle  
(hinterem Text) die Kleinzeile 30 Pfg. Anzeigenannahme für die  
Abends erscheinende Nummer bis 2 Uhr Nachmittags.

# Thorner Ostdeutsche Zeitung.

Schriftleitung: Brückenstraße 54, 1 Treppe.  
Erscheinung 10-11 Uhr Vormittags und 3-4 Uhr Nachmittags.

Anzeigenannahme für alle auswärtigen Zeitungen.  
Fernsprech-Anschluß Nr. 46.

Geschäftsstelle: Brückenstraße 54, Laden.  
Geöffnet von Morgens 8 Uhr bis Abends 8 Uhr.

## Die Trauerfeier der Stadt Berlin für Rudolf Virchow.

Von Paul Lindenberg.

(Nachdruck verboten.) Berlin, 8. September.

Eine stimmungsvoll-ernste, erhaben-großartige Trauerfeier war es, welche heute Berlins Stadtverwaltung und Bürgerschaft dem Ehrenbürger der Reichshauptstadt, Rudolf Virchow, bereitet haben, in würdigem Einklang stehend zu den zahllosen Zeichen der Verehrung, des Schmerzes, der Dankbarkeit, die anlässlich des Todes des großen Forschers seinen Hinterbliebenen von den fernsten Ecken und Enden des Erdballs her zuteil geworden sind, ein Echo gleichzeitig jener Stimmen, die in Ost und West, in Nord und Süd sich erhoben, um in seltener Einmütigkeit die Verdienste Jenes zu preisen, der wohl nach Bismarck's und Moltke's Heimgang als der berühmteste Deutsche gelten durfte. Im Herzen der Stadt war diese Feier veranstaltet worden, im machtvollen, rotleuchtenden Rathaus, an derselben Stätte, wo der Dahingegangene zum besten seiner Mitbürger Jahrzehnte hindurch unermüdet gewirkt und geschafft, an demselben Platz, wo ihm dereinst der Ehrenbürgerbrief überreicht worden war und wo vor noch nicht einem Jahr die Stadt ihm gehuldigt hatte anlässlich seines achtzigsten Geburtstag.

Ein Haufen von Vorbeerbüscheln und Blumen zog sich die breite Treppe empor, auf und vor welcher Magistratsbeamte mit umflorten Stäben standen. In dem Bibliotheksaal waren die herrlichen Kränze ausgelegt, die von überallher eingetroffen waren, und die man spazierartig aufgebaut hatte, sodas die zur Feier Geladenen wie durch eine blühende Gasse schritten. In dem Ehrensaal stand auf schwarzem Podium der schlichte eichene Sarg, den nur wenige Kränze bedeckten, vor einem dichten Gebüsch von Vorbeeren und Palmen; Kränze und Palmenwedel lagen in reicher Zahl vor dem Sarg, den schwarzumhüllte, silberne Kandelaber mit brennenden Kerzen umstanden; links bemerkte man das umflorte Delgemälde Virchow's, rechts das mit schwarzen Schleifen versehene alte Banner der Stadt Berlin. Die Fenster waren durch Laden geschlossen und die umflorten Gaskronen verbreiteten gedämpftes Licht, von den Galerien, die Zuschauer dicht füllten, hingen schwarze Belarien herab, schwarzen Flor trugen die Fahnen und Banner der studentischen Vereinigungen, deren Chargierte in vollem Wuchs mit blanken Schlägern den Sarg in einiger Entfernung umstanden.

Groß war die Zahl derer, die Rudolf Virchow die letzte Ehre erweisen wollten. Männer aus allen Berufskreisen hatten sich eingefunden, unter ihnen Träger der klangreichsten Namen, Diplomaten und Politiker, Gelehrte und Künstler, dann die Vertreter der staatlichen und städtischen Behörden, Deputationen fremder Universitäten, selbst an einer Schar von Japanern fehlte es nicht und an einem die Bammfelmütze tragenden Perser, von Uniformen sah man nur jene unserer Militärärzte. Dafür blinkte und blitzte es bestomehr von Ordenssternen und -Kreuzen, und gerade die meistgenannten Kollegen des Toten wetteiferten darin, während Wommsen nur den Pour le mérite angelegt hatte, und das genügte ja auch wohl. Von den Ministern bemerkte man die Herren von Rheinbaben und Studt, dann den Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg von Bethmann-Hollweg, den Staatssekretär von Richthofen, als Vertreter des Reichskanzlers den Chef der Reichskanzlei Geheimrat Conrad, die Professoren v. Bergmann, Leyden, Waldeyer, König, Förster, Farnack, von Abgeordneten Eugen Richter und Singer, aber die Liste der so häufig gedruckten Namen ist damit bei weitem noch nicht erschöpft, der Saal erwies sich, wie bei manch anderen Gelegenheiten, auch diesmal wieder als viel zu klein.

Von Oberbürgermeister Kirchner geleitet, erschienen um 11 Uhr die tiefgebeugte, betagte Witwe des Dahingegangenen, seine Kinder und die sonstigen Verwandten, die links vom Sarg

Platz nahmen, während auf der anderen Seite die Stadträte und Stadtverordneten mit ihren prunkenden goldenen Amisketten saßen. Der Domchor stimmte feierlich die Motette: „Das Leben welkt wie Gras, wie Blumen auf der Flur“ an, und dann trat als erster Redner Prediger Rirmß (von der hiesigen Neuen Kirche) hinter das zu Häupten des Sarges aufgestellte Rednerpult, zu welchem aus seiner Vorbeerumrahmung ein großes goldenes Kreuzifix herniederblickte. Die klare, durchgeistigte Rede gab vom freien, protestantischen Standpunkt aus ein ebenso liebevoll wie scharfsinnig gezeichnetes Bild des Toten, ihn als Gelehrten und Lehrer, als Volksvertreter und Bürger, als Gatten und Vater zeichnend. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“, so begann der Geistliche: ein König im Reiche der Wissenschaft und der Wahrheit ist dahingeshieden, das deutsche Volk trauert an der Bahre eines seiner besten Söhne, die Stadt Berlin schreitet zur Beerdigung eines ihrer würdigsten Bürger. Hier fühlen wir heute nichts von der Ohnmacht des Todes, es umweht uns der Hauch der Unsterblichkeit, nicht spüren wir Schmerz und Trauer, sondern Dank, daß der Tote unser gewesen, Dank gegen Gott, daß er uns einen so Großen gegeben! Sein Leben war voll großer Gnade, nichts war in ihm vorhanden, was sich nicht in den Bau der Allgemeinheit einfügte, sein Geist gelangte so zur vollsten Entfaltung. Er nahm den Weg aller Reformatoren, auch bei ihm zeigte sich, daß der Zweifel für die Wissenschaft nötig ist, denn von Zweifeln getrieben, fand er neue Wege: nur auf Wahrheit kam es ihm an, auf die Erkenntnis der Wirklichkeit, er schuf den Grund, auf dem andere weiterbauen konnten, und zog scharfe Linien zwischen der Erkenntnis des Sichtbaren und philosophischer Spekulation. Als Forscher war er scharf und eindringend wie das Salz; viele haben an seinem Feuer die Fackel entzündet und hinausgetragen in alle Welt — welche Erfolge sind ausgegangen von diesem schlichten deutschen Gelehrten! Als Lehrer hielt er seine Schüler an, selbständig zu forschen, sie vorbereiteten den Ruhm der deutschen Wissenschaft über die weite Erde. War das nicht auch ein Gottesdienst, der Wahrheit zu dienen? Denn die Wahrheit ist göttlichen Ursprungs! Seine Wahrheit leuchtete nicht nur, sie erwärmte auch. Dem praktischen Leben widmete er seine Kräfte, dazu trieb ihn seine Menschenliebe. Ihm ist es in erster Linie zu verdanken, daß Berlin mit die gesundeste Stadt ist, daß Zahllose kommen, um ihre sanitären Einrichtungen zu studieren. Mit vollster Hingebung stellte er sich in den Dienst des bürgerlichen Gemeinwesens und den der Politik, selbstlos und arbeitsfroh; die Liebe zu seinem Volk trieb ihn, öffentlich auszusprechen, was er für recht und wahr hielt, mit dem ganzen Gewicht seiner Person, mit der zwingenden Kraft seiner Ueberzeugung, ohne Rücksicht auf Gunst und Haß, auf persönliche Vorteile und Nachteile. Vor unserem Geiste steht Rudolf Virchow, umleuchtet von der Wissenschaft, die Bürgerkrone auf dem Haupt, das Schwert der Wahrheit in der Hand, scharf wie das Salz, klar wie das Licht. — Und der Redner schloß nachdem er noch des friedlichen häuslichen Lebens des Toten und der Hinterbliebenen gedacht: „So gehe denn hin, du Vollendeter, von deiner irdischen zu deiner himmlischen Unsterblichkeit, hinauf zum Vater des Geistes, hinauf zum Urquell der Wahrheit. Deine Werke folgen dir nach. Gehe hin in Frieden. Der Herr behüte deinen Ausgang und deinen Eingang von nun an bis in Ewigkeit. Amen!“

Nach dieser umfassenden, tiefempfundenen, ergreifenden Rede konnten die übrigen Sprecher sich kurz fassen. Nachdem der Domchor: „Selig sind die Toten“ gesungen, widmete Professor Dr. Waldeyer im Namen der Universität und Akademie der Wissenschaften dem Verstorbenen einen Nachruf, seine wissenschaftliche Thätigkeit auf allen Gebieten würdigend und ebenso jene als Lehrer. Dann nach diesem offiziellen Auftrage, trat der Redner dicht an den Sarg heran und sprach voll wehmütiger Ergriffenheit einige Abschiedsworte zu dem für immer ver-

stumtten Freunde: „Treueste Erinnerung werde ich dir so lange bewahren, bis man mich denselben Weg leitet, zum ruhigen Schoß der Mutter Erde — sie sei dir leicht!“ — Albert Träger pries im Namen der Partei Virchow als Politiker, der mit warmem Herzen stets der Sache des Volkes gedient und unermüdet seine Pflicht als Volksvertreter erfüllt und Oberbürgermeister Kirchner sagte kurz zusammen, was die Stadt Berlin, was die Bürgerschaft Virchow zu danken haben, der ein Ehrenbürger im wahrsten Sinne des Wortes war und nie verschmähte, in Reich und Glied mit den schlichsten seiner Mitbürger für das Wohl der Stadt thätig zu sein, für alle Zeiten das nachahmenswerteste Beispiel gebend.

Unter dem Gesang des Domchors: „Sei getreu bis in den Tod“ wurde der Sarg aufgenommen und unten, vor dem Rathaus, unter des Klängen des „Jesus meine Zuversicht“ in den einfachen, vierpännigen Leichenwagen gehoben, vor welchem ein Nuntius mit den Orden des Beweiigten Schritt und hinter welchem die Vertreter der Stadt und ein langer, langer Wagenzug folgte, hell beschienen von der goldenen Herbstsonne flatterten die Banner der Vereine und Verbindungen im Winde. Dichte, schwarze Menschenketten säumten den langen Weg ein, ernst und schweigend waren Hunderttausende Zeugen des letzten Ganges Rudolf Virchow's, des unsterblichen Fürsten der Wissenschaft, des großen Ehrenbürgers Berlins!

## Deutsches Reich.

Vom Kaisermanöver. Das dritte, blaue Armeekorps besteht aus der 5. und 6. Division, der 1. Garde-Infanterie-Division und der Kavallerie-Division A. Die ersten beiden standen am Morgen bei Drossen, die Garde bei Landsberg und die Kavallerie-Division A. bei Tempel, westlich von Mejeritz. Das fünfte, rote Armeekorps besteht aus der 9., 10. und 41. Division und der Kavallerie-Division B. Erstere drei standen morgens östlich, Division B. südwestlich von Mejeritz. Das blaue Armeekorps rückte nach Osten, das rote nach Westen vor. Bei Tempel fanden kürzere Kavalleriezusammenstöße und ein Artilleriegefecht statt. Den Manövern wohnten der Kaiser, die Prinzen und die fremden Offiziere bei. Die Prinzen Albrecht, Friedrich Leopold, die nichtpreussischen Prinzen und die fremden Offiziere kehrten am Nachmittag nach Frankfurt zurück. Der Kaiser und der Kronprinz begaben sich nach Sonnenburg.

Auszeichnung der englischen Manövergäste. Der Korrespondent des „Daily Telegraph“ in Berlin meldet: Kaiser Wilhelm verlieh dem Kriegsminister Brodrick das Großkreuz des Roten Adler-Ordens, den Generalen Kelly Kenny und French den Roten Adler-Orden 1. Klasse, General Hamilton den Kronen-Orden 1. Klasse, Oberst Slater den Roten Adler-Orden zweiter und Leutnant Marjoribanks denselben Orden vierter Klasse. Da Roberts schon den Schwarzen Adler-Orden hat, machte ihm Kaiser Wilhelm ein Präsent als Andenken an den Besuch. — Ueber die Haltung der deutschen Truppen bei der Parade in Frankfurt a. D. sind in der Presse dem englischen General Jan Hamilton Aeußerungen in den Mund gelegt worden. Der „Post“ werden diese Aeußerungen als erfunden bezeichnet. „General Hamilton ist wohl von einem Ausrufer belästigt worden, hat aber bloß einige allgemeine lobende Bemerkungen über die deutsche Parade gemacht. Lord Roberts hat niemand gesprochen.“

Der Präsident des Reichstags Graf Ballestrem hat an Virchow's Witwe folgendes Beileidstelegramm gerichtet: „Das deutsche Vaterland hat durch das Hinscheiden Ihres Herrn Gemahls einen seiner größten Gelehrten und Forscher verloren. Mit Ihnen, gnädige Frau, und den übrigen Hinterbliebenen betrauern die Vertreter des deutschen Volkes diesen unersehlichen Verlust. Im Namen des deutschen Reichstags, dem der berühmte Ver-

storbene eine Anzahl Jahre als Mitglied angehört hat, und in meinem eigenen Namen spreche ich Ihnen hiermit die tiefgefühlteste Teilnahme aus.“

Gestern am Beerdigungstage Virchow's brachte die „Wischewija Wjedomosti“ in Petersburg ihm einen Leitartikel folgenden Inhalts: „Am frischen Grabe versammeln sich Delegierte aller Kulturstaaten, tausende folgen dem langen Trauerzuge, doch größer noch ist die Zahl der Leidtragenden auf beiden Erdteilen, die jenem Mann im Geiste folgen, der sich bei Lebzeiten den Titel eines Wohltäters der Menschheit erkämpft hat. Sein ganzes Leben, Wirken, seine Siege dienten nur der Idee der Verbrüderung der Völker. Rudolf Virchow und Otto von Bismarck sind zwei Namen in der Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts, die reiches Material bieten.“ Sowohl die Petersburger als auch die Moskauer Ärzte sandten ein Kondolenztelegramm an die Witwe Virchow's. Sämtliche Tages- und Fachblätter sind mit dem Bildnis des Verewigten geschmückt und bringen tiefempfundene Nekrologe.

Bevorstehender Ausgleich zwischen Deutschen und Polen? Der in Krakau erscheinenden „Nowo Reforma“ zufolge soll die Rede des deutschen Kaisers in Posen, sowie der überaus günstige Empfang, welcher dem Erzbischof Stabilewski zuteil wurde, unter den Polen die Neigung zu einer Verständigung mit der deutschen Regierung hervorgerufen haben. An der Spitze dieser Ausgleichsbewegung stehe eine Anzahl polnischer Großgrundbesitzer und verschiedene Notabilitäten der polnischen Intelligenz in den Städten. — Die Nachricht bedarf jedenfalls sehr der Bestätigung, wenn sie auch nicht gänzlich unwahrscheinlich klingt.

Ueber das Verhalten der russischen Offiziere während der Posener Kaisertage sind in den letzten Tagen Nachrichten durch die Presse gegangen, welche offiziös in der „Nordd. Allg. Ztg.“ als böswilliger Klatsch bezeichnet werden. Die „Tägl. Rundschau“ hat diese Nachrichten in einer Zuschrift abgeschwächt, ist aber bei der Behauptung geblieben, die russischen Gäste hätten nach Möglichkeit einen Miston in die Posener Festtage gebracht. Die „Nordd. Allg. Ztg.“ nimmt demgegenüber den russischen General Ischertkow und seine Begleiter dagegen in Schutz, daß sie „in einem deutschen Blatt lediglich auf Grund von durchaus wahrheitswidrigen Zuträgereien verunglimpft worden sind“.

Der alte Fritz für Washington. Bekanntlich hat der Kaiser nach der Amerikareise des Prinzen Heinrich den Vereinigten Staaten eine Statue Friedrichs des Großen als Geschenk angeboten. Zuerst hieß es, es sei für Washington ein Abguss des Uphueschen „jungen Fritz“ in der Siegesallee bestimmt. Wie nun vom „Berl. Tagebl.“ gemeldet wird, hat der Kaiser seinen Entschluß geändert. Die Amerikaner erhalten einen alten Fritz, und zwar einen Bronzeguß nach Gottfried Schadows Marmorstatue im Provinziallandhaus zu Stettin. Die nötige Abformung hat bereits in diesen Tagen stattgefunden.

„Kraehende Thron“. Zu der Darstellung des „Sächsischen Vaterland“, daß die Throne zusammenkrachen und ein Chaos herrschen würde, wenn bei Nichterfüllung der agrarischen Wünsche im Zolltarif die Landbevölkerung mit dem Proletariat der Städte sich vereinigt, schreibt der „Vorwärts“: die Beschuldigung, daß die Sozialdemokratie gewaltsam Throne stürzen wolle, sei unsinnig. Das Blatt erklärt, daß die Sozialdemokraten „nicht, als umgekehrte Byzantiner, in der monarchischen Staatsform den Urgrund des Übels erblicken und nicht vom monarchischen Zustand menbruch alles Heil erwarten“. Während die „Deutsche Tageszeitung“ den Artikel des „Sächs. Vaterland“ als höchst bemerkenswert hinstellte, schreibt die klagere „Kreuzzeitung“ in Würdigung der politischen Folgen eines solchen Artikels am Dienstag abend: „Wir







# Unterhaltungsblatt

der

## Chorner Ostdeutschen Zeitung.

Nr. 213.

Donnerstag, den 11. September.

1902.

### Die Liebe höret nimmer auf.

Dorfgeschichte von Albert Neuschütz.

(Nachdruck verboten.)

Es war ein überaus freundliches Stübchen, heimlich und traulich, mit der hellgrundigen, großblumigen Tapete, den schneeweißen Gardinen über den beiden kleinen Fenstern, oben herübergesteckt, sogenannte „Wolken“. Ueber dem altmodischen Sopha mit dem verschlossenen kaffeebraunen Bezug hingen neben der alterthümlichen Uhr in großer Anzahl und symmetrischer Ordnung Familienbilder in allen Formaten.

Zwischen den Fenstern am Pfeiler stand der alte vier-eckige Tisch mit einer bunten Decke darauf, und darüber hing der kleine alte Spiegel, halbblind, mit viel Holz und wenig Glas, verziert mit einigen gelben Messingrossetten. Fuchsen, Nelken, sowie Monatsrosen blühten in Töpfen an den Fenstern. In der Ecke, neben der Thür, hatte die alte, gelbe Rollkommode mit dem Glaschrank-aufsatz ihren Platz, dessen Inhalt von Glas und buntbemaltem Porzellan der Stolz der Besitzerin war.

In seinem Bauer am Fenster schmettete der Kanarienvogel und hüpfte in den Pausen unruhig hin und her; zum erstenmale in seinem Leben war er vergessen worden, mangelte ihm Speise und Trank.

Seine Pflegerin, die Bewohnerin des freundlichen Raumes, saß in sich versunken in der Sophaecke und ließ, den grauen Kopf in die Hand gestützt, schmerzlich bewegt, die Bilder der Vergangenheit an ihrem geistigen Auge vorüberziehen.

Mehr als dreißig Jahre sind vergangen, seit sie stolz, trotzig und selbstbewußt vor ihrer Mutter stand, leidenschaftlich um ihre Liebe kämpfend, energisch den Gegenstand ihrer Wahl, ihrer Neigung vertheidigend.

„Was, den Anton Kolonski willst heirathen? Den Sau- und Raufbold?!“ schrie die Mutter hochroth vor Zorn im Gesicht, mit dem Fuße stampfend. „Das schlag' Dir nur gefälligst aus dem Sinn, daraus wird nichts! Haha! Thätst Dich ja schön von vornherein in den Dornen statt in den Rosengarten setzen! Mein einziges Kind, nee, das geb' ich nimmer zu. Was hast denn überhaupt heimlich hinter meinem Rücken mit dem dahergeschneiten Springiusfeld anzubinden, wie kannst Dir so was unterstehen? Du bist ehrbarer Leute Kind, und da sollst Dich schämen, so was zu thun! Und drüben, Nachbars Franz, der ruhige, solide, fleißige Mensch, der ein hübsches Häuschen hat und gute Kundenhaft, der Dich gern mag, von dem willst nichts nich wissen? Aber freilich, der meint's ehrlich, der kann nich so schwarzzeln und schön thun wie jener hergelaufene Lustikus. Kein Mensch weiß, wo der her und was er eigentlich is! Ein Musikante, ein Tutemichel letzter Klasse, der, wenn er grad Lust hat, 'mal zum Tanz aufspielt. Den Franz nimmst halt, und keinen andern!“

„Den Franz?“ hatte sie höhnisch geantwortet. „Den Dummrarian, den Tapps. Der wäre ich gerade gut genug? Ich, die man das schönste Mädchen im Dorfe nennt. Nie und nimmermehr werd' ich den einfältigen Schuster nehmen.“

„Na, haße Dich nur nich so, als wenn Du selber

'ne Prinzessin wärest,“ meinte die Mutter ärgerlich. „Wir sind arm und müssen uns beide unser Brot durch Waschen und Plätten verdienen, wie der Franz das seinige als Schuster. Und der hat es bei seinem Fleiß und seiner Sparsamkeit schon dazu gebracht, sich etwas zurückzulegen, während Du in Deinem Leichtsinne alles in Putz und Flitter verthust, Du eitles Ding. Nein, viel zu gut, zu schade is er noch für Dich oberflächliches Ding. Bis jetzt hast Du's Leben immer als Tanzplatz angesehen, aber wart' nur, 's wird Dir schon noch kommen!“

„Meinetwegen kann Dein Franz gleich in Gold eingetauscht sein,“ versetzte sie, trotzig den Kopf zurückwerfend, „ich schänte mich zu tod, einen solchen Einfaltspinsel zum Mann zu haben. Den Tonerl will ich, und keinen andern! Und wenn ich den nicht nehmen darf,“ ihre Augen funkelten, die Hand ballte sich zur Faust, „dann, nachher geschiefst was mit uns beiden, paß' auf, Mutter, und Du hast's auf'm Gewissen.“

„Was willst Du damit sagen, willst mir etwa drohen, mich einschüchtern?“ frug die alte Frau mit bebender Stimme, während Angst und Schmerz sich in ihren Zügen malte.

„Mutter,“ bat sie da noch einmal, „laß uns doch halt im guten auskommen. Der Anton und ich, wir können einmal nicht mehr ohne einander leben, gieb's doch zu.“

Die Mutter schüttelte entschieden den Kopf. „Du rennst in Dein Unglück, dummes Mädel, begreif's doch nur!“

Doch sie begriff es nicht. Die Mutter war nur eigensinnig; sie protegirte den Schuster-Franz, der hatte gerade einen guten Stand bei ihr und gegen den guten Franz war sie eingenommen.

„Ich nehm' ihn, Mutter, nun grad 'erst recht! Eltern haben kein Recht, ihren Kindern aus purer Laune das Lebensglück zu zerstören! Und wenn Du uns gewaltsam trennen willst, dann ist das Wasser tief genug, zwei unglückliche Liebende aus der Welt zu schaffen. 's ist Dir ja ganz egal, was aus Deinem einzigen Kinde wird, hast ja doch kein Herz für dasselbe, bloß 'ne Rechenmaschine. Denkst, der dumme Schuster-Franz arbeitet dann auch noch für uns zwei; ob ich aber an seiner Seite Genügen finde oder ob ich daran zugrunde geh', was kümmert's Dich, die Mutter!“

„Du undankbares Geschöpf!“ fuhr die Mutter auf. „Wo ich's so gut mit Dir mein' und Dir gern allen Kummer ersparen, Dir ein sorgenfreies, sicheres Dasein schaffen möchte! Aber ich weiß schon, von Deinem ver-rückten Bücherlesen hast's. Ueberspannt biste geworden! 'nausfliegen soll er, der Kerl von einem Colporteur, mit-sammt seinem Schund, 's hat Dir bloß den gesunden Sinn verdorben und verwirrt!“

Sie lachte sorglos und ließ eines Tages, als die Mutter gegangen war, Wäsche fortzutragen, den Schuster-Franz kommen; der war der einzige, welcher ihr helfen konnte und sollte, denn ans Sterben dachte im Ernst weder sie

noch ihr Geliebter, sie wollten sich erst recht gemeins in ihres Lebens freuen und hatten es sich schon gar schön ausgemalt.

Ohne weiteres zog sie den unbeholfenen gutmüthigen Menschen neben sich auf das Sopha nieder.

„Franz, die Mutter sagte mir, Du wolltest mich zur Frau haben?“

Ein glückliches Leuchten ging über sein volles Gesicht.

„Ja, Kessel.“

„Ach, das thut mir nämlich schrecklich leid, Franz, aber siehst Du, so gern ich Dich auch sonst mag, mit uns zweien kann nichts werden.“

Er erschrak heftig. „Du willst mich nicht, Kessel?“ frug er traurig, während sich seine wasserblauen Augen mit Thränen füllten.

„Nimm Dir's nicht zu Herzen, Franz. Wir bleiben gute Freunde, nicht wahr? Du kriegst schon gern eine andere.“

Er schüttelte betrübt den Kopf. „Nein, Kessel, eine Andere wird's nimmer.“

In diesem Augenblick that er ihr auch wirklich leid, der große, gute Mensch; sie wußte, welchen Schmerz sie ihm bereitete.

„Siehst Du, Franz, wenn Du mich wirklich so lieb hast, könntest Du mir auch einen recht, recht großen Gefallen thun. Ich habe einmal gelesen, daß einem edlen Menschen für seine Liebe kein Opfer zu groß ist.“

„Wenn Dir damit gedient is,“ entgegnete er gepreßt, „an mir soll's gewiß nicht fehlen.“

Sie ergriff seine hartgearbeitete Hand und nahm sie zwischen ihre beiden.

„Der Anton Koblonzki und ich haben uns nämlich verlobt, die Mutter will's aber nicht leiden, daß wir uns heirathen.“

Franz prallte förmlich zurück.

„Den, Kessel?! Das kann Dein Ernst nicht sein, mit dem wirst kreuzunglücklich!“

„Ach, nun komm! Du mir auch noch!“ rief sie heftig.

„Ihr habt Euch alle gegen den armen Kerl verschworen! Nun nehme ich ihn aber gerade erst recht!“

„Kessel, ich bitt' Dich um alles in der Welt, nimm den nicht!“ bat er flehentlich. „Schlag' Dir das aus'm Sinn, wenn Du mich schon nicht magst, den aber zu allerlezt. Jeden Andern, nur den nicht!“

Sie fühlte, daß sie mit Troß und Festigkeit auch hier nicht sobald ans Ziel gelangen würde und brach daher, die Hände vor das Gesicht schlagend, plötzlich in heftiges Weinen aus.

„Ja, ich weiß es schon, Du bist auch der Rechte, Franz; meinst es auch nicht aufrichtig mit mir! Ich glaubte an Dir einen wahren Freund zu haben, der mir in der Noth beisteht, aber geh' nur, geh.“

Sofort war er weich.

„Kessel, sag' mir nur, was ich thun soll, ich will Dir ja so gern helfen, wenn ich kann, mußt Dich aber auch nicht mehr grämen, geh', sag's.“

Sofort waren auch ihre Thränen versiegt. „Sag' nur zur Mutter, Du hättest Dir die Sache anders überlegt. Du trauest Dir vorläufig noch nicht, eine Familie anständig zu ernähren. Deute es an, daß ich auch gar so arm bin, das wird schon helfen, dann wird es mir schon eher gelingen, die Mutter für den Anton zu gewinnen.“

„Du muthest mir viel zu, Kessel. Ich soll lügen und schwindeln, was ich im ganzen Leben noch niemals gemacht habe — ich selbst soll durch Anwendung von List behilflich sein, Dich dem glücklicheren Nebenbuhler in die Arme zu treiben? Das kannst Du im Ernst nicht von mir verlangen.“

„Ich zwinge Dich nicht!“ brauste sie auf. „Aber das will ich Dir jagen — — wenn ich einmal mit Anton zusammen erschossen aufgefunden werde, dann mag Dir das böse Gewissen nur auch mit schlagen!“

„Um Gotteswillen, Kessel,“ rief er erschrocken, „so was wirst Du doch nicht machen!“

„Sicher! Na — und nun leb' wohl, Franz,“ mit wehem Blick reichte sie ihm die Hand, „wer weiß, ob wir uns wiedersehen — —“

„Kessel — sei brav und gut!“ meinte er ängstlich. „Ich — ich will's versuchen, Dir den Willen zu thun — — so schwer mir's auch ankommt.“

In diesem Augenblick kehrte die Mutter zurück.

„Ach — der Franz!“ rief sie freudig überrascht. „Na, wie siehst Ihr Beiden denn nun miteinander?“

Franz war aufgestanden; er drehte die Mütze verlegen in den Händen und stotterte, dunkelroth im Gesicht:

„Nichts für ungut, Mutter Lehnerten — — aber — ich hab's eben der Kessel gesagt — — mit uns Beiden kann am Ende doch nichts werden — — die Kessel is auch ganz einverstanden. Sie wird schon einen Andern — Besseren finden — — als wie ich bin — — ich kann's am End' doch nicht ermachen — eine Familie zu ernähren — so wie die Verhältnisse heutzutage sind — — es gehört auch gar zu viel zum Leben — und wenn zwei so ganz ohne sind — — nu ja — ich denk's nicht, daß wir miteinander auf'n grünen Zweig kommen werden —“

Die Mutter stellte sich flugs mit eingestemmtten Armen vor Franz hin:

„A, sieh doch 'mal an, Du miserabligter Kerl!“ schrie sie ihn so zornig an, daß er furchtsam bis zur Thüre zurückwich. „Du hättest wohl gerade nichts Besseres zu thun, als Dir 'mal so bißchen Deinen Jux mit uns zwei verlassenen Frauen zu machen! Schäm'n so! Iest Du Dich bis in die tiefste Seele 'nein! Aber jetzt pack' Dich — marsch! Für so einen is meine Kessel überhaupt zu gut — — die kann alle Tag einen kriegen, wenn sie will!“ Niedergeschmettert schlich der arme Mensch davon.

„So, das is ja 'ne schöne Geschichte! Jetzt nimmst aber auch den Spielfex, den Anton, damit Du nicht ausgelacht wirst im Dorf, wenn's 'rumkommt und's heißt: der Schuster-Franz hat's sitzen gelassen!“ sagte die Mutter, noch ganz athemlos vor Erregung. „Die Leut' mögen sehen, daß Du gleich 'nen andern kriegst!“

Kessel frohlockte innerlich über den gelungenen Coup und feierte bald darauf mit ihrem Erwählten fröhliche Hochzeit.

Die ersten Wochen genossen sie in ungetrübtem Glück. Anton war Feuer und Flamme; er arbeitete gar fleißig und brachte den ganzen Verdienst heim.

Aber bald mußte sie merken, daß er im Eifer nachließ. Und als sie dann ein kleines Mädchen hatte, kümmerte er sich schon längst nicht mehr um sie und um das arme Würmchen erst recht nicht.

Sie mußte fleißig Hand und Fuß rühren, um sich und ihr Kind ehrlich durchzubringen, während das Familienerbarcht in's Irre irrte, rauchte und zum Tanz anspielte und ab und zu einmal nach Hause kam, um von ihr Geld zu verlangen oder vielmehr heraus zu prügeln.

Dann — eines Morgens brachte man ihn todt nach Hause; er war bei einer Prügelei die Treppe hinabgestürzt und später mit gebrochenem Genick aufgefunden worden.

Einer der ersten, der kam, war der Schuster-Franz. Er brachte der armen Wittve sein sauer Erspartes, damit sie ihrem Mann ein anständiges Begräbniß geben lassen konnte.

Sie wehrte sich wie verzweifelt dagegen; allein er bat so eindringlich, sie konnte gar nicht anders, als es annehmen, wollte sie ihn nicht wiederum tief verletzen.

„Nimm's nur, Kessel,“ meinte er treuherzig, „ich geb' Dir's wirklich gern — — 's ist mir die größte Freud', wenn Du's ohne viel Gesperr' annimmst. Und er is doch immer Dein Mann — Marthchens Vater — — 's is das Letzte, was Du'n giebst — — wenn er auch grundschlecht an Euch gehandelt hat — Du bist doch eine gute Christin — — thu's um des Kindes willen.“

Sie nahm es mit dem festen Vorsatz an, Tag und Nacht zu arbeiten, sich den Bissen vom Munde abzubarken, um es bald zurückzahlen zu können.

Da hatte sie sich aber zuviel zugemuthet. Infolge Ueberanstrengung und Entbehrung wurde sie aufs Krankenlager geworfen. All ihre Schönheit war nun dahin — sie war vorzeitig verwelkt, verblüht. Kummer und Sorgen hatten dem einst so frischen, blühenden Gesicht ihren Stempel aufgedrückt. Auch die Mutter war inzwischen gestorben.

Wieder war es da Franz, der für sie und ihre heranwachsende Kleine sorgte; und in so zarter und bescheidener Weise that er es, als ob sie ihm allein einen großen Gefallen durch Annahme seiner Liebesgaben erwiele — womit er gar manchen Gebildeten beschämen konnte.

In bitterster Reue ergriff sie eines Tages seine beiden großen, hartgearbeiteten Hände und ihre heißen Thränen fielen unaufhaltsam darauf nieder.

„Franz!“ rief sie verzweiflungsvoll, „Du bist so edel, so gut, so selbstlos gegen mich und ich habe Dich so schlecht behandelt, so schwer gekränkt, indem ich jenen — den Schlechteren — Dir vorzog, weil ich ihn damals zu lieben glaubte!“

„Daß nur gut sein, Hejel,“ wehrte er da schlicht ab, mit bebender Stimme, „brauchtest doch nicht zu entsagen — ich weiß ja am besten, wie weh das thut.“ Still war er darauf hinausgegangen.

(Schluß folgt.)



## Das stille Glück.

Humoreske von Wilhelm Herbert.

(Nachdruck verboten.)

Die Welt lag im Glanze der Septembersonne. Durch den Hofgarten lustwandelten fröhliche, geschmückte Menschen. Da trafen sich Rechtsanwält Philipp und Dr. Stein, der mehrere Monate im Süden gewesen war — zwei alte Freunde.

„Nun,“ lächelte der Arzt, „also doch verheirathet?“

„Ja!“ antwortete Philipp und noch einmal strahlend: „Ja!“ Stein schmunzelte mit leisem Spott: „Und noch keine Nagelspuren im Gesicht? Keine Scenen? Keine geborstenen Ideale? Kein Aus-sieben-Himmeln-fallen?“

„D!“ sagte der Rechtsanwält vornehm überlegen. „Junggesellen begreifen das nicht. Besuch' mich doch! Heute! Jetzt gleich! Sieh Dir's an — das stille Glück!“

Der Arzt lachte. „Uebertreib' nicht zu sehr!“ warnte er. „Ich könnte kommen —“

„Aber so komm doch, ja!“ rief der Andere. „Ich nehme Dich beim Wort.“

„Gut!“ sagte der Aeltere dumpf. „In einer halben Stunde bin ich bei Dir. Wehe, wenn Du mich falsch berichtet hast! Ich werde es genau prüfen — mit dem Secirieser sozusagen — Dein stilles Glück!“

„Wirf's ja sehen!“ meinte der junge Gatte siegesgewiß, während sie sich die Hände drückten.

Dann ging der Rechtsanwält mit beschleunigten Schritten nach Hause. Er besah sich im Geiße seine hübsche, trauliche, geschmackvolle und doch gemüthliche Wohnung. Alles wie aus dem Ei geschält. Aus einem Goldsaffanenei. Ordnung, Sauberkeit, Behagen. Er triumphirte.

Und dann erst Olga. Diese schallhafte Grazie, dieses mädchenhafte Hausfrauenglück in ihren Augen, diese köstliche jugendliche Würde.

Rasch erinnerte sich Philipp, ob sie morgens bei guter Laune gewesen, ob er ihr keinen Wunsch verjagt — alles in bester Ordnung.

Zu aller Vorzorge nahm er unterwegs bei Hoff eine Schachtel Pralines für sie mit. Es konnte nicht schaden, dem schönen Bild vom stillen Glück noch dieses kleine süße Licht aufzusetzen.

Als er zu Hause läutete, schlug das Mädchen die Hände zusammen: „Herrje, der gnädige Herr schon!“

„Schon?“ sagte er bestreuet. „Was schon? Warum schon? Ich komme niemals schon, sondern immer recht — verstanden?“

Sie wurde roth und stoh in die Küche. Vorher war sie aus dem Wohnzimmer gekommen.

„Was ist denn das?“ meinte Philipp, während er Hut und Stoc ablegte. Er zog die Küstern hoch. Ein Schwaden von Veilchenduft, Moschus, Rauten, Naphthalin und Kampfer schlug ihm entgegen. Er hörte schon den boshaften Freund fragen: „Hast wohl nebenbei so 'nen kleinen Drogenhandel — he?“

Etwas rasch öffnete er die Wohnstudeuthüre.

Lieber Gott, wie sah's da aus?!

Ueber Tische, Stühle, Kästen, auf dem Sopha — überall Kleider, Kragen, Capes, Umhänge, Hüte und Krausen. — Und mitten drunter, stehend vor Eiser, für einen jungen Ehemann reizend, aber für die übrige Mitwelt ein wenig zerzaust, im stiegenden Schlafrock — Olga, das Feentind!

„Aber Herz,“ rief er, „was treibst Du denn?“

„Ach,“ sagte sie und blickte auf, „Du schon? Wie Du mich erschreckt hast! Meine Herbstgarderobe stöbere ich —“

„Aber Kind,“ rief er, „giebt's denn nichts Wichtigeres? In einer Viertelstunde will uns Stein besuchen, mein alter Freund — ein guter Kerl, aber ein verbissener Ehehasser. Weißt Du, da muß alles auf-

Stüpfers! Hor-ppen! Also sei so gut, wirf rasch den Plunder in einen Winkel — läste etwas und mach' Dich schön!“

Nichts Wichtigeres? — Plunder? — Erst schön machen müssen?

Eine ganze Kette von Vorwürfen, jeder allein genug, ein junges, verwöhntes, in geschäftlicher Nervosität zappelndes Frauchen zu reizen.

Sie hatte eben ein lila Sammetbaret mit Adlerflaum auf das wirre Lockenköpfchen gesetzt und fragen wollen: „Geht's noch?“ — da über-rumpelten sie seine Anklagen.

Sie sank in ein Fauteuil.

„Aber,“ stammelte sie, „Du siehst doch, ich bin mitten im Stöbern — Du hättest mir mit Deinem Freunde doch nicht so ins Haus fallen sollen!“

„Kind,“ lächelte er etwas nervös, „in einem ordentlichen Haushalt giebt's kein Hereinfallen — da ist immer alles parademäßig.“

„Du meinst also“ — sagte sie langsam mit Betonung — „Du meinst also, unser Haushalt — mein Haushalt — sei kein ordentlicher?“

Er schüttelte heftig den Kopf. „Silbepalsterin!“ sagte er ungeduldig. „Wer will denn das sagen? Wer meint denn so was?“

„Worauf sitze ich denn eigentlich?“ frug sie da ahnungsvoll, erhob sich und sah sich um.

Gleich darauf stieß sie einen heftigen Schrei aus. Sie hatte sich auf einen eleganten Mantel gesetzt.

Etwas Kleines, Graugelbes flirte besreit vom Fauteuil auf. Olga patzte ein paar Mal mit den Händen danach — sie sprang danach — aber der Flüchtling hatte sich schon in die Gardinen gerettet.

„Um Himmelswillen,“ rief sie und stand vernichtet, „in meinen Herbstpaletot sind mir die Motten gekommen!“

„Aber Kind, so laß doch jezt,“ knirschte er.

„In meinem Herbstpaletot, in den Wiener Paletot, den ich noch kein einziges Mal getragen habe! Von dem ich allen meinen Freundinnen vorgeschwärmt habe. Der so theuer war!“

„Aber Kind,“ rief er und stampfte mit dem Fuße auf, „so laß doch jezt das dumme Zeug —“

Sie drehte sich plötzlich um und schob mit den Händen die Locken von den beiden kleinen, gerötheten Ohren zurück, wie um recht zu hören.

„Wie?“ fragte sie, und man vernahm aus ihrer vibrirenden Stimme die nahenden Thränen heraus. „Dummes Zeug? Was Du selbst mir auf der Hochzeitsreise gekauft hast? O, ich sehe wohl! Das Strohfeder Deine Liebe ist verflodert — Du hältst nichts mehr auf mich!“ — Sie schluchzte.

Er lachte. Er war wüthend — gegen sie, gegen sich, gegen den Paletot.

„Welche Logik!“ rief er. „Was hat denn das einfältige Stück Stof mit meiner Liebe zu thun!“

„D ja, nenn's nur einfältig,“ schluchzte sie jezt laut hinaus, „sag' mir's nur, sag' mir's nur immer wieder, daß Du mich nicht mehr liebst — ich verstehe Dich schon, ich höre schon, ich weiß schon, daß ich die unglücklichste Frau auf der Welt bin.“

„Aber Kind — Olga — nun sei vernünftig!“ polterte er gleichzeitig mit ihrem Weiterjammern. „Mach' doch aus der Müde keinen Elefanten — komm doch nicht vom Hundertsten ins Tausendste — laß doch die Kirche beim Dorf —“ er wußte keinen ähnlichen Gemeinplatz mehr und fügte deshalb bei: „Es ist zum Rasendwerden!“ So schrien sie mit vollem Kraftaufwand einander an.

Plötzlich klang eine tiefe, sonore Stimme darein. Sie fuhren auseinander.

„Das stille Glück!“ sagte die Stimme. „Wundervoll! Entzückend! Ich danke höflichst! Guten Morgen! Das stille Glück!“

Und weg war er.



### Gute Worte.

Gute Worte, Blumen kleine,  
Die am Wege oft  
Uns erquiden, hart am Steine,  
Lieblich unverhofft.

Gute Worte, milde Lüfte  
Bei des Tag'werks Gluth,  
Die uns bringen ferne Düste  
Und erfrischen Muth.

Gute Worte, Specereien,  
Süßigkeit im Most,  
Kraft uns zu verleihen  
Bei der Alltagskost.

Kleine Hilfe, kleine Stützen,  
Wohl die Rettung nicht —  
Aber Tröstungen, die nützen,  
Wenn ein Freund sie spricht.

Freiin von Knorr.



## Die Liebe, nur die Lieb' ist Leben.

Der Kindheit sorglos heit'res Leben  
Bringt Eden in die Welt zurück;  
Es weht um frohe Kinderspiele  
Des Menschenherzens höchstes Glück.

Und unerkannt rauscht es vorüber —  
Noch schlummernd in der tiefen Brust,  
Genießt die traumumfang'ne Seele  
Der Kinderfreundschaft Liebeslust.

Doch wie im Lenz die Blumenknospe  
Erschließt des Frühlings Rosenschein,  
So dringt zur Blüthezeit des Lebens  
Ins junge Herz die Liebe ein.

Und glückdurchbebt erwacht das Sinnen  
Vom Märchentraum der Kinderzeit —  
Entschwund'nen Paradieses Wonne  
Tauscht es für Himmelseligkeit.

Des Lebens wechselvolle Tage,  
Sie alle grüßt ein schöner Preis;  
Denn Blüten heut zu allen Zeiten  
Der Liebe immergrünes Reis.



## Die Sprache des Schleiers.

Schleier! Welch Zauberwort für jedes poetische Frauenherz! In welcher mannigfacher Gestalt und Bedeutung tritt er in ihrem Leben auf und in welcher verschiedenen Formen knüpft er sich an die seligsten oder schwersten Stunden ihres Daseins.

Vom weißen Tauffschleier, unter dessen schützendem Gewebe das Kind seinen ersten Gang in die Welt, in die Kirche wagt, bis zum düsteren Trauerschleier, den die weinende Gattin oder Mutter trägt, oder der am Todtenfeste das Grab eines zu früh Geschiedenen schmückt, ist er unzertrennlich mit jeder Frau und jedem Mädchen. Das Herz des Kindes ist schon entzückt über seinen poetischen Zauber, wie glücklich ist es, wie reich dünkt es sich, wenn ihm die Mutter für die Puppe irgend ein Stückchen Schleier schenkt!

Später wird derselbe, gleichviel in welcher Verwendung, bei keiner Toilette fehlen: Wir tragen ihn als dustige Halsgarnitur zu Hause, als Schmuck auf den Hüften, als Schutz vor Sturm und Regen auf der Straße; er fehlt selten bei einer Theater- oder Konzerttoilette, und im Ballsaal wetteifert er mit Seide und Brillanten. Nur im Modereiche „Sport“ ist er verpönt.

Aber seine beinahe tägliche Verwendung, seine Unentbehrlichkeit bei den meisten Toilettenfragen sind es nicht, welche den Schleier mit solch poetischem Zauber und geheimnißvollem Reiz umgeben, sondern nur seine Verbindung mit den wehevollsten und inhaltsschwersten Stunden unseres Lebens.

Das Mädchen träumt und spinnt mit goldenen, schimmernden Fäden seinen Brautschleier und kann den Tag kaum erwarten, an welchem er bedeutungsvoll sein bräutlich Haupt schmückt und es in das langersehnte Eheglück begleitet. — Die junge Mutter sieht mit feuchten Augen, das zitternde Herz von Segenswünschen heiß geschwellt, dem Spitzenschleier nach, unter welchem ihr Kindchen zur Taufe getragen wird. Und der starre, schwere Trauerschleier, so schwer, als ob er von Thränen getränkt sei, paßt so ganz zu unserer Stimmung, wenn wir ein Liebes verloren und uns die ganze Welt mit schwarzem Flor umschleiert erscheint.

Sogar für die reine, keusche Himmelsbraut, die dem Erdenreihen entsagt, und ihre Seele Gott geopfert, hat der Schleier seine hohe, weisevolle Bedeutung, denn von dem Tage an, da er ihr armes, schmuckloses Haupt umhüllt, ist sie eine Priesterin Gottes, alles Irdische liegt hinter ihr und ihr wunschloses, frommes Herz findet das stille Glück des Friedens.

Und ist ein Frauenleben wirklich so arm gewesen, daß nicht einmal im Leben dieser schöne Schmuck sie bedeutungsvoll zierte, so ist er ihr wohl im Sarge vergönnt. Um die todte Mädchengestalt, gleichviel ob jung, ob alt, schmiegt sich versöhnend der weiße Schleier und verhüllt mit weichen Linien ein beneidenswerthes Bild des Friedens und der ewigen Ruhe.

Und wenn wir am Todtenfeste durch die langen Gräberreihen schreiten und da und dort die langen Trauerschleier über Blumen, Palmen und Marmor wallen sehen, so dürfen wir sicher annehmen, daß hier Frauensinn und Frauenhand die Todtenstätte geschmückt hat, denn für sie ist der Schleier der schönste Schmuck in jeder Lebenslage und unzertrennlich mit ihren glücklichsten und ihren trübsten Stunden bis über das Grab hinaus.



## Küche und Keller.

Birnen einzumachen.

Birnen werden auf verschiedene Art eingelegt; man kocht sie in Essig, Zuckerlösung oder in dem eigenen Saft, mit Senf, Ingwer oder auch im Verein mit anderen Früchten als Preiselbeeren, Himbeeren oder Kirichen, welche ihnen eine schöne rothe Farbe verleihen.

Keine angebrannte Milch mehr.

Dem Anbrennen der Milch beugt man durch ein einfaches Mittel vor: Man spüle das Gefäß, in welchem man die Milch abkochen will, vor dem Gebrauch mit kaltem Wasser aus und gieße, ohne abzutrocknen, die Milch hinein.

Fruchtpunsch.

Man bringt 3 Liter Wasser zum Kochen, unter Hinzufügung von etwa 300 Gramm Zucker und dem Saft von 2—3 Zitronen; dies gießt man siedend auf 1 Liter Rum, Aral oder Kognat und 1 Liter Fruchtjaft, Himbeer- oder Kirichsaft eignet sich hierzu am besten. Nach Belieben süßt man den Punsch nach.

Kalbslungen-suppe.

Eine sehr kräftige Suppe bereitet man von einer Kalbslunge, zu der man auch das Herz mit verwenden kann. Man schneidet sie in Stücke, setzt sie mit reichlicher Menge Wasser auf, schäumt, salzt und fügt das Wurzelwerk hinzu nebst einigen Pfeffer- und Gewürzkräutern; nun läßt man die Brühe recht langsam einkochen bis zum genügenden Quantum, seigt sie dann durch, giebt gequollenen Reis oder Graupen hinein, läßt dies noch etwas durchkochen und rührt zum Schluß einige Eibotter an die Brühe, welche man über die Lungenstücke anrichtet.

## Blonden-Spitzen zu waschen.

Die Spitzen werden von den Gegenständen, welche sie zieren, abgetrennt, 3 bis 4 Mal zusammengelegt, die Spitzen, aufeinanderliegend, leicht zusammengeheftet und mit kaltem Wasser angefeuchtet, dann reibt man sie sanft mit einer weichen Seife ein, daß ein loser Schaum sie durchzieht und spült sie in weichem kaltem Wasser, blaut oder cremt sie, zieht sie durch schwaches rohes Stärkewasser, drückt sie aus und legt sie zwischen Leinen zum Trocknen; noch feucht breitet man sie auf dem Bügelbrett aus und führt das Eisen quer über die Spitzen, eine nach der anderen glättend; man lasse das heiße Eisen nicht zu fest darauf ruhen, da das dünne Gewebe leicht fengt.